

Unverkäufliche Leseprobe

C.H.Beck Geschichte der Antike

Johannes Preiser-Kapeller

BYZANZ

*Das Neue Rom und
die Welt des Mittelalters*



**Johannes Preiser-Kapeller
Byzanz**

Das Neue Rom und die Welt des Mittelalters

2023. 352 S., mit 8 Abbildungen und 9 Karten
ISBN 978-3-406-80680-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/35514115>

C·H·Beck

PAPERBACK

C.H.BECK GESCHICHTE DER ANTIKE

Bereits erschienen:

ELKE STEIN-HÖLKESKAMP

Das archaische Griechenland

Die Stadt und das Meer

SEBASTIAN SCHMIDT-HOFNER

Das klassische Griechenland

Der Krieg und die Freiheit

PETER SCHOLZ

Der Hellenismus

Der Hof und die Welt

WOLFGANG BLÖSEL

Die römische Republik

Forum und Expansion

ARMIN EICH

Die römische Kaiserzeit

Die Legionen und das Imperium

RENE PFEILSCHIFTER

Die Spätantike

Der eine Gott und die vielen Herrscher

Johannes Preiser-Kapeller

BYZANZ

Das Neue Rom
und die Welt des Mittelalters

Mit 9 Karten und 8 Abbildungen

Vordere Umschlaginnenseite: Die Imperien Afro-Eurasiens um das Jahr
200 n. Chr.

Hintere Umschlaginnenseite: Afro-Eurasien um das Jahr 7000 der
römisch-ostchristlichen Zeitrechnung (1492 n. Chr.)

Karten aus Christian Grataloup (2023), «Die Geschichte der Welt. Ein Atlas»,
München, S. 36 f. und S. 224 f.; Titel der französischen Originalausgabe: «Atlas
historique mondial» © Les Arènes, Paris, 2019, © L'Histoire, Paris, 2019, mit
freundlicher Genehmigung

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Mosaik der Muttergottes mit Kind und
Kaiserin Eirene-Piroska (Ausschnitt), 12. Jahrhundert, Hagia Sophia,
Istanbul; © akg-images/Bildarchiv Monheim/Jochen Helle

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 80680 3



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Für Katerina
Στην Κατερίνα

INHALT

1. Römer, Griechen, Byzantiner: das andere Mittelalter	11
2. Vom Alten zum Neuen Rom: die Orientierung eines Imperiums	18
Die Verflechtung der griechischen und römischen Welt	18
Die Krise des Imperiums und die Herrschaft der vier Kaiser	21
Konstantin, das Christentum und das Neue Rom	27
Der Abtrünnige, die Hunnen und die Goten	33
Wenn alle Menschen Christen werden	38
Das Neue Rom, das blieb	42
Der innere Barbar	50
3. Das Neue Rom, das blieb, in der Welt der Spätantike (476–636)	54
Das Jahr 600: Zeitenwende und Blütezeit	54
Aufsteiger auf dem Thron: Justin, Justinian und Theodora	60
Das andere Zeitalter Justinians: Klimawandel und Pandemie	68
Heilige und Sündenböcke	71
Herr, beschütze die <i>Romania!</i>	76
Wunder gibt es immer wieder	83
Der kurze Triumph des Herakleios	88
4. Römer, die sich neu erfinden. Von der arabischen Expansion bis zur Erneuerung der Großmacht (636–1025)	92
Der traumatisierte Kaiser und sein verwundetes Reich	92
Glaubensstreit und Wunderwaffen	97
Die Nase des Kaisers und der indische Koch	103
Der Sturmangriff auf das Neue Rom	109
Warum das Römerreich nicht unterging	111

Siegreiche Kaiser und Bilderstürmer	118
Die Kaiserin, der Bilderstreit und Karl der Große	127
Der ungeliebte Reformler und die Bulgaren	133
Geschichtsschreibung mit doppeltem Boden	138
Mission, das alte Rom und eine neue Dynastie	147
Der Wohlgeruch der kaiserlichen Vorhöfe	157
Der Purpurborene und seine Konkurrenz	163
Wissen ist Macht	170
Der bleiche Tod der Sarazenen	174
6000 Krieger aus dem Land der Rus	179
Der strenge Wächter für die Kinder des Neuen Rom	184
5. Kein Platz mehr für das Neue Rom? Die Fragmentierung der östlichen Mittelmeerwelt (1025–1261)	191
Zwei Schwestern und vier Kaiser	191
Ein Landschaftsgärtner in einer unruhigen Welt	195
Gescheiterte Helden mit gezogenem Schwert	204
Das Imperium an der Kippe	209
Die Rettung im Familienunternehmen	214
Kreuzfahrer mit Kind und Kegel	218
Der Stern des Neuen Rom und das Schlagloch	227
Das Kaiserreich in der Sitzordnung der Welt	233
Die dysfunktionale Familie der Römer	241
Deutschensteuern und venezianische Investitionen	247
Das allerletzte Ende der Antike?	251
Zu viele Retter für das Neue Rom	255
Der mongolische Glücksfall	261
6. Vom Basileus der Römer zum Kayser-i Rum. Das Neue Rom zwischen westlichem und osmanischem Imperialismus (1261–1453)	267
Noch einmal mit den Großen spielen	267
Kontrollverlust an allen Fronten	274
Ein Kaiserreich entmachtet sich selbst	282
Einladung zur Eroberung	290
Das letzte Wunder	297

Flucht in die Utopie	300
Die alten Mauern des Neuen Rom	304
7. Das Neue Rom im Jahr 7000	309
Anmerkungen	317
Zeittafel	322
Hinweise zur Literatur	330
Danksagung	342
Register (Personen und Orte in Auswahl)	343
Karten- und Bildnachweis	352

1. RÖMER, GRIECHEN, BYZANTINER: DAS ANDERE MITTELALTER

*Junge Römer, tanzen anders
als die anderen*

Falco, Junge Römer (1984)

In der Regierungszeit des Kaisers Justinian erläuterte der Historiker Hesychios im 6. Jahrhundert n. Chr.: «Als 362 Jahre seit der alleinigen Herrschaft des Kaisers Augustus im Alten Rom vergangen waren und sich dessen Glück bereits zum Ende neigte, übernahm Konstantin (...) die Zeppter und gründete das Neue Rom (griechisch *Nea Rhome*), das Konstantinopel genannt wurde.»¹ Die von Kaiser Konstantin gegründete Hauptstadt am Bosphorus war somit nicht nur das neue, sondern das jüngere Rom, dem die Zukunft gehörte, wie Hesychios nach dem Ende des Kaisertums im alten Rom im Jahr 476 wusste. Noch drastischer argumentierten Beamte in Konstantinopel im Jahr 968 in der Hitze des Streits mit päpstlichen Gesandten, die ein Schreiben überbracht hatten, das nicht an den «Kaiser der Römer», sondern «der Griechen» adressiert war. Wüssten die Gäste vom Tiber nicht, dass «der heilige Konstantin das kaiserliche Zeppter, den ganzen Senat, die ganze römische Kriegsmacht» ins Neue Rom geführt hatte, während im alten Rom nur «gemeine Knechte, Fischer, Trödler, Vogelsteller, Hurenkinder, Pöbel und Sklaven» zurückblieben?²

Allerdings sollte sich in Westeuropa die Verweigerung des Römernamens für das Imperium von Konstantinopel trotz der dort ungebrochenen Tradition der Kaiserherrschaft durchsetzen. Insbesondere nachdem Herrscher seit Karl dem Großen wieder selbst den römischen Kaisertitel beanspruchten, titulierte man den Konkurrenten am Bosphorus so wie die Gesandten 968 als «Kaiser», manchmal sogar nur als «König der Griechen», da dort ja Grie-

chisch und nicht mehr Latein gesprochen wurde (das aber auch im Westen keine lebende Sprache mehr war). Um das östliche Römerreich noch deutlicher vom antiken Imperium Romanum abzugrenzen, nutzten westliche Gelehrte ab dem 16. Jahrhundert den Kunstbegriff des «Byzantinischen Reichs», abgeleitet vom Namen der griechischen Kolonie Byzantion, die Kaiser Konstantin zur neuen Hauptstadt ausgebaut hatte. Dieser Terminus war ursprünglich nicht negativ besetzt; der französische König Ludwig XIV. (1643–1715) und seine Nachfolger zollten dem imperialen Vorbild des Neuen Rom Bewunderung und förderten die Entstehung einer «byzantinistischen» Wissenschaft. Doch umso mehr verorteten die Denker der Aufklärung im 18. Jahrhundert mit dem verhassten Ancien Régime auch «Byzanz» und andere «orientalische Despotien» auf der falschen, fortschrittsfeindlichen Seite der Geschichte. Seitdem verbindet der gebildete Westeuropäer mit dem Begriff «Byzantinismus» die fadenscheinige Fassade eines morschen Regimes, hinter der sich Heuchelei, Kriechertum und Intriganz verbergen. Ein Element dieser Verzerrung des «Byzantinischen Reichs» war seine Darstellung als Autokratie, mit totaler Kontrolle des Herrschers über Gesellschaft und Kirche (unter dem Stichwort «Cäsaropapismus»), unterstützt von willfährigen Helfern. Diese Aspekte wurden zuletzt wieder aus Anlass des Angriffskriegs gegen die Ukraine herangezogen, um die «Andersartigkeit» Russlands unter anderem durch sein mit der Christianisierung aus Konstantinopel ab dem 10. Jahrhundert erworbenes «byzantinisches» Erbe zu erklären. Solche Kommentare zeugen nicht nur von einer Unkenntnis der Geschichte des Römerreichs und der mittelalterlichen Rus, die alles andere als ein autokratischer Zwangsstaat waren, sondern bilden auch ein bemerkenswertes Echo zum Missbrauch der Geschichte durch das Putin-Regime, das mit Verzerrungen ähnlichen Inhalts die eigene Abgrenzung vom «Westen» möglichst tief in der Vergangenheit verankern möchte.

Was man Byzanz von der römischen Tradition allenfalls zubilligte, war «spätrömische Dekadenz», die auch Falco im eingangs zitierten Lied beschwor. Dieses neue Byzanzbild fand im 19. Jahrhundert ebenso Eingang in den Schulunterricht. Im für den Unterricht

an höheren Schulen im österreichischen Kaiserreich 1845 zugelassenen Geschichtslehrbuch aus der Feder des Professors für Kirchengeschichte Josef Annegarn ist zu lesen: «Aber es würde wenig unterhalten, von allen folgenden Kaisern (des Byzantinischen Reichs) zu hören. Vergiftungen und alle anderen Arten des Mordes, oft von Weibern bewirkt, wiederholen sich in schauerlicher Einförmigkeit bei jedem Regierungswechsel. Oft vergiftete der Sohn seinen Vater, um eher zur Regierung zu gelangen.»³ Aus moralisch-pädagogischen Gründen durfte leicht beeinflussbaren jungen Gemütern der Großteil der «byzantinischen» Geschichte nicht zugemutet werden. Doch auch mehr als 100 Jahre später erfuhren die Schülerinnen und Schüler aus einem Lehrbuch des Jahres 1966: «Während das oströmische Reich durch das Vordringen des Islam alle afrikanischen und arabischen Gebiete und die Mittelmeerinseln verloren hatte, war das neue Kaiserreich (Karls des Großen) im Westen jung, stark und nach außen geschützt. (...) Im Reiche Karls und seiner Nachfolger war ein Werden und Wachsen, im oströmischen Reich ein Bewahren und allmähliches Vergehen.»⁴

Insgesamt wusste die traditionell auf West- und Mitteleuropa ausgerichtete Geschichtsforschung im deutschsprachigen Raum (und andernorts) und ihre in den Unterricht einfließende Deutung der Historie mit dem östlichen mittelalterlichen Abkömmling des Römischen Reichs nicht allzu viel anzufangen. Allenfalls als «Schutzwahl» vor dem Islam und anderen «asiatischen» Gefahren oder als Bewahrer antiker Bildungstradition durfte dieses Reich zum «Aufstieg» Europas beitragen. Eine eigenständige Rolle oder gar Innovationskraft wurde den «Byzantinern» hingegen kaum zugebilligt.

Und auch wenn man das Studium dieser Kultur mit einem ersten Lehrstuhl in München 1897 im universitären Curriculum verankerte, als Bezeichnung für das neue Fach setzte sich «Byzantinistik» durch, mit allen damit verbundenen Assoziationen. Auch deshalb lautet der Haupttitel des vorliegenden Bandes «Byzanz», schlichtweg pragmatisch, um interessierte Leserinnen und Leser dort abzuholen, wo sie mehrere Generationen der Geschichtsforschung hingelenkt haben. Demgegenüber wagt dieses Buch aber den Versuch, in den folgenden Kapiteln auf den Kunstbegriff «byzantinisch» zu

verzichten und entsprechend dem Selbstverständnis zumindest der Eliten und der von ihnen verfassten Quellen das Reich und seine Bewohner konsequent als «römisch» zu bezeichnen. Dies mag Leserinnen und Leser irritieren, aber auch helfen, «Byzanz» als ein weiteres Millennium römischer Geschichte über die Antike hinaus zu verstehen. Was den Rombegriff seit der Expansion in den gesamten Mittelmeerraum während der Republik im 2. Jahrhundert v. Chr. ausmachte, war die Idee eines die Erdteile übergreifenden, für die Weltordnung unersetzlichen Imperiums – und in dieser Hinsicht setzte sich der römische Anspruch im Römerreich des Mittelalters fort, selbst wenn die Hauptstadt nicht mehr am Tiber, sondern am Bosphorus lag, und die Verwaltungssprache nicht mehr Latein, sondern Griechisch war. Der letzte römische Kaiser Konstantin XI., der am 29. Mai 1453 im Kampf gegen die Osmanen fiel, trug noch jene Titel, die Caesar Octavian Augustus im Lauf seiner Übernahme der alleinigen Leitung des römischen Staatswesens ab 30 v. Chr. angenommen hatte.

Problematisch wird angesichts dieser Kontinuität aber die Epochen­grenze zwischen Antike und Mittelalter. Gehören die Geschehnisse des 11. oder 15. Jahrhunderts in einen Band einer Reihe zur «Geschichte der Antike», selbst wenn sie noch in einem Römischen Reich stattfanden? Viele der früheren Grenzmarkierungen wie die Christianisierung des Imperium Romanum ab dem 4. Jahrhundert n. Chr. oder der «Untergang» des weströmischen Reichs im Jahr 476 wurden in den letzten Jahrzehnten umgeworfen, im Sinne einer an zeitlicher und räumlicher Abdeckung wachsenden «Spätantike». Aber auch diese späte Antike muss irgendwann enden. Rene Pfeilschifter versucht in seinem zuvor letzten Band dieser Reihe zur «Spätantike» das Ende seiner Erzählung der römischen Geschichte im 7. Jahrhundert dadurch zu rechtfertigen, dass dieses, vor allem aufgrund der arabisch-islamischen Expansion, eben einen solchen Einschnitt markierte, der die antike von der mittelalterlichen Geschichte des Römerreichs trennte. Somit konnten die folgenden 800 Jahre nicht mehr Platz in einem Buch zur Geschichte der Antike finden. Der Historiker dürfe nicht auf «Selbstbenennungen und Selbstbeschreibungen» hereinfliegen; nur dann «hätte das

Römisches Reich bis 1453 bestanden», während es aber heute «einhellige Ansicht» sei, dass «das Römische Reich die Antike nicht überdauerte».⁵ Er zitiert in diesem Abschnitt eine dem Patriarchen Gregor von Antiocheia zugeschriebene Ansprache an die meutern den römischen Truppen an der Ostgrenze zu den Persern aus dem Jahr 589, in der der Kleriker das Vorbild der römischen Soldatentugend der tiefen Vergangenheit bis hin zu Titus Manlius Torquatus im 4. Jahrhundert v. Chr. beschwor. Und Pfeilschifter erläutert: «Äußerlich dürfte Gregor von einem griechischen Bischof des zehnten Jahrhunderts nicht viel unterschieden haben. Aber Gregor wusste von Torquatus, sein späterer Kollege nicht. Der eine lebte in der Antike und war Römer, der andere lebte im Mittelalter und war Byzantiner.»⁶ Wie aber der entsprechende Abschnitt im vorliegenden Buch zeigt, war gerade das 10. Jahrhundert eine Zeit umso stärkeren Bezugs auf die römische Tradition des Reichs, mit einer Intensivierung der Lektüre und des Sammels «antiken» Wissens, mit Klerikern, die die alte römische Geschichte zusammenfassten, und mit Kaisern, die sich auf das römisch-republikanische Geschlecht der Fabier beriefen.

Für eine Spätantike, die immerhin bis ins 11. Jahrhundert reicht, trat Thomas Bauer 2018 in seinem vielbeachteten Buch «Warum es kein islamisches Mittelalter gab» ein, in dem er auf die Kontinuität der sich ab dem 7. Jahrhundert entfaltenden arabisch-islamischen Zivilisation verwies, die sich mit dem westeuropäischen Periodisierungsmuster nicht vereinbaren ließ. Bauer sprach dabei auch das parallele Beispiel des Römischen Reichs des Ostens an, das ja in Konflikt und Austausch eng mit der islamischen Welt verflochten war. Tatsächlich markierte das 11. Jahrhundert auch im Verständnis der Historikerinnen (eigentlich ist es nur eine) und Historiker des Römerreichs des Mittelalters eine äußerst krisenhafte Zeit, die ähnlich wie im 7. Jahrhundert beinahe im Zusammenbruch des Imperiums geendet hätte. Doch sie wurde überwunden, und die Kaiser in Konstantinopel verstanden sich auch im 12. Jahrhundert als römische Weltherrscher. Einen noch viel dramatischeren Einschnitt stellte das Jahr 1204 dar, als Kreuzfahrer und Venezianer Konstantinopel eroberten und den römischen Kaiser erstmals aus seiner

Hauptstadt vertrieben. Damals schien die Geschichte des Neuen Rom tatsächlich an ihr Ende gekommen, jedoch gelang – nach Ansicht der Zeitgenossen auf wundersame und somit umso mehr legitime Weise – 1261 die Rückkehr der römischen Kaisermacht nach Konstantinopel. Erst mit der osmanischen Eroberung am 29. Mai 1453 endete für die Römer des Ostens die politische Existenz ihres Imperiums, auch wenn die römische Identität unter griechischsprachigen Christen noch lange weiterbestehen sollte. Will man die Geschichte dieser Römer so wie jene der islamischen Welt zu ihren eigenen Bedingungen erzählen, dann muss sie die gesamten mehr als 1100 Jahre von der Gründung bis zur Eroberung Konstantinopels umfassen.

Wenn aber dennoch – und erneut in gewissem Widerspruch zum Reihentitel – vom «Neuen Rom und der Welt des Mittelalters» die Rede ist, dann wird damit die sich ständig wandelnde geopolitische Umwelt des Römerreichs in den Blick genommen. Vor allem in Anpassung an diese oft dramatischen Veränderungen mussten trotz aller Kontinuität die Römer sich und ihr Reich immer wieder neu «erfinden», in eklatantem Gegensatz zum Klischee vom stagnierenden, dekadenten «Byzanz». Näher lässt sich diese Welt des Mittelalters mit dem nachrömischen Westen Europas bestimmen, der mit Konstantinopel stets verbunden blieb und ihm nachzueifern versuchte, ihm aber insbesondere mit den Kreuzzügen in einer gegenüber der Antike stark veränderten und letztlich auch verheerenden Form naherückte. Gleichzeitig eröffnen sich mit dem Blick auf und von Konstantinopel aber auch Perspektiven auf eine mittelalterliche Welt weit jenseits Westeuropas, in Richtung Ostafrika und Indischer Ozean, Kaukasus und Zentralasien oder Schwarzes Meer und Osteuropa.

Es ist aber klar, dass diese Geschichte auf 350 Seiten nicht in allen Aspekten angemessen unterzubringen ist. Gleichzeitig will das vorliegende Buch eine traditionelle lineare Erzählung der römischen Geschichte zwischen dem 4. und dem 15. Jahrhundert bieten, auch im Wissen, dass der Leserschaft über den am Beginn erwähnten Justinian hinaus kaum ein Kaisername dieser Zeit so geläufig sein wird wie jene des Augustus, Nero, Trajan oder Mark Aurel.

Innerhalb dieser Erzählung werden Schwerpunkte vor allem dort gesetzt, wo es um die Selbstvergewisserung und Erneuerung des Römerreichs und seinen Platz in der Welt des Mittelalters geht. Somit ist der Tanzrhythmus dieses Buches über die «jungen Römer» anders als jener der Bände dieser Reihe über das «alte» Rom, vom Lied Falcos bis zum Ballettauftritt des Sonnenkönigs Ludwig XIV., der uns im letzten Kapitel begegnen wird.

2. VOM ALTEN ZUM NEUEN ROM: DIE ORIENTIERUNG EINES IMPERIUMS

Die Verflechtung der griechischen und römischen Welt

Wie die Expansion der Römer die vorher unverbundenen Geschehnisse der Ökumene, der «bewohnten Welt», in einer neuen Weise vernetzte, erläuterte der griechische Staatsmann Polybios um 140 v. Chr. in seinem Geschichtswerk. Erst von da an, so schrieb er, wurden die Entwicklungen in Italien und Afrika mit jenen in Asien und Griechenland zu einem Ganzen verflochten.¹ Tatsächlich eröffnete die Eroberung der griechischen Staatenwelt den Römern eine weit über das Mittelmeer hinausreichende Perspektive, hatten die Feldzüge Alexanders des Großen im 4. Jahrhundert v. Chr. doch das gesamte Perserreich bis nach Zentralasien und Indien erfasst. Das römische Reich konnte zwar die Gebiete östlich des Euphrats in Mesopotamien und im Iran nie dauerhaft besetzen, da dort mit dem Partherreich eine ebenbürtige Großmacht entstand. Doch existierten Handelsverbindungen aus den griechischsprachigen Provinzen in Ägypten über das Rote Meer bis nach Indien und vom Schwarzen Meer über die Wolga bis ins Innere Asiens. Auch aus diesen weitreichenden Verbindungen bezog Rom das Selbstbewusstsein, Ordnungsmacht der gesamten Welt zu sein.

Der um 200 v. Chr. auf der Peloponnes geborene Polybios machte aber auch die Brutalität der römischen Eroberer deutlich. So wie im selben Jahr Karthago in Nordafrika machten sie 146 v. Chr. Korinth in Griechenland dem Erdboden gleich. Schon davor hatten die Römer zahlreiche griechische Städte zerstört, Tausende Menschen getötet und Zehntausende in die Sklaverei verkauft. Polybios selbst wurde 167 v. Chr. als einer von 1000 Aristokraten aus Griechenland nach Rom deportiert. Die griechischen Provinzen wurden danach im 1. Jahrhundert v. Chr. Hauptschauplatz der Kämpfe, die den

Verfall der römischen Republik begleiteten, bis zur Entscheidungsschlacht zwischen Marcus Antonius und Octavian bei Actium in Westgriechenland im Jahr 31 v. Chr. Erst mit der Durchsetzung der Alleinherrschaft des Octavian-Augustus, der die Fassade der römischen Republik beibehielt, aber tatsächlich das römische Kaisertum grundlegte, herrschte die *Pax Romana*.

Jetzt konnte man auch die Friedensdividende der Einbindung in ein den gesamten Mittelmeerraum umspannendes Großreich genießen, dessen wachsendes Straßennetz ins afrikanische und asiatische Hinterland und in Europa bis zum Rhein und zur Donau reichte. Davon profitierten vor allem die urbanen Eliten, Großgrundbesitzer und reichen Händler, die ihre Städte gegenüber den römischen Statthaltern und dem Kaiser repräsentierten. Um dessen Gunst konkurrierten sie durch die Errichtung von Statuen und Tempeln zu Ehren Roms und des Monarchen. Im Laufe der Zeit identifizierten sich diese griechischsprachigen Eliten immer mehr mit jenem Staatswesen, dem sie Stabilität und Wohlstand verdankten. Einige erhielten das römische Bürgerrecht und hohe Positionen in der Verwaltung und am Kaiserhof. Gut 300 Jahre nach Polybios verfasste der aus Kleinasien stammende Publius Aelius Aristides Theodoros im Jahr 155 n. Chr. eine Lobrede «Auf Rom». Das «bemerkenswerteste und lobenswerteste Merkmal» der römischen Herrschaft sei die großzügige Gewährung des Bürgerrechts an alle begabten und «mannhaften» Untertanen. Weder «die Meere noch die Weite des Landes behindern» die Ausweitung der Bürgerschaft, «Asien und Europa unterscheiden sich nicht» und «Karrieren sind offen für Talente». Reiche und Arme fänden «Zufriedenheit und Gewinn», das Imperium sei «eine einzige und allumfassende Harmonie».² Im Überschwang sprach so ein Nutznießer des Systems, der schon in Kinderjahren zusammen mit seinem Vater vom als besonders «Griechen-freundlich» bekannten Kaiser Publius Aelius Hadrianus (reg. 117–138) das römische Bürgerrecht erhalten hatte. Stolz führte Aristides Theodoros als Römer nun den Vornamen und den Familiennamen Publius Aelius des wohlthätigen Imperators.

Gleichzeitig blieb Aelius Aristides ein stolzer Vertreter des Erbes der Griechen und verfasste alle seine Werke in ihrer Sprache. Ge-

meinsam mit anderen Zeitgenossen legte er die Basis für die Erneuerung und Fortführung der griechischen Literatur und Gelehrsamkeit im Römischen Reich bis ins Mittelalter. Man nannte diese Periode schon in der Antike die «Zweite Sophistik», in Nachahmung der ersten Blüte des griechischen Wissens im 5. Jahrhundert v. Chr. Der «hard power» Roms stellt Aelius Aristides die überlegene kulturelle «soft power» Athens gegenüber, die nicht auf Garnisonen, sondern der Anziehungskraft der Bildung gründete. Dennoch markiert sein Werk eine Station hin auf dem Weg zu einer römischen Identität im griechischen Osten.

Weniger deutlich als für die urbanen Eliten war der Nutzen der *Pax Romana* für die überwiegende Masse der Bevölkerung, die das Land bearbeitete, darunter Bauern mittlerer und kleinerer Besitzgröße, aber auch Pächter und Sklaven auf den Gütern der Reichen. Wohl 80 bis 90 Prozent der Bevölkerung waren in der Landwirtschaft tätig. In der Verteilung des auf den agrarischen Überschüssen beruhenden Reichtums wurden die Balancen zwischen staatlichen und gesellschaftlichen Akteuren ausverhandelt. Zumindest, dass es im Innern nicht zu weiteren Kriegen kam und keine Invasoren von außen in das Reich einbrachen, war auch für die Masse der Bevölkerung ein Segen, selbst wenn Abgaben und Arbeitsdienste etwa für das römische Militär geleistet werden mussten. Insgesamt war der Zugriff des Zentralstaates in den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit noch relativ locker, und die lokale Verwaltung oblag den einzelnen Stadtgemeinden. Archäologische und naturwissenschaftliche Befunde belegen für diese Zeit agrarisches und demographisches Wachstum in den Provinzen des Osten. Funde von Keramik höherer Qualität auch außerhalb der Wohnstätten der Eliten deuten eine gewisse Verbreitung des Wohlstands und des Zugangs zu Produkten jenseits des absoluten Grundbedarfs an. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch relativ stabile klimatische Verhältnisse während des sogenannten «Römischen Klimaoptimums». Es ging auch mit meist ausreichenden Nilschwemmen in Ägypten einher, dessen Ernteüberschuss der Ernährung der mittlerweile über eine Million zählenden Einwohner der Hauptstadt Rom diente. Diese und andere Achsen des staatlich geförderten

Transports, etwa zur Versorgung der Truppen, förderten wiederum den Handel und das Gewerbe der Privatleute.

Die Krise des Imperiums und die Herrschaft der vier Kaiser

Allerdings endete diese stabile Klimaperiode in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Ein Fanal war der erstmalige Ausbruch einer reichsweiten Pandemie, der in der Forschung nach dem damaligen Kaiser Marcus Aurelius Antoninus so benannten «Antoninischen Pest». Sie wurde 165 n. Chr. offenbar von römischen Truppen auf einem Feldzug gegen das Partherreich aus Mesopotamien eingeschleppt. Die Identität des Krankheitserregers und die Zahl der Opfer sind bis heute umstritten, doch fügte sich die Seuche auch in eine ansonsten immer krisenhaftere Zeit. Sie betraf nicht nur das römische Reich, sondern ganz Afro-Eurasien. Auch das chinesische Kaiserreich wurde in dieser Zeit von Witterungsextremen und Epidemien heimgesucht, die zusammen mit einer Welle von Aufständen schließlich 220 n. Chr. zum Sturz der Han-Dynastie und zum Zerfall des Imperiums in drei Reiche führten. Weiter westlich zerbrach das Reich der Kuschana, die die Handelsrouten von Zentralasien über Afghanistan bis nach Nordindien kontrolliert und im Kontakt mit Rom gestanden hatten. Und auch das von den Römern mehrfach attackierte Reich der Parther geriet ins Trudeln, bis sie 224/226 von der persischen Dynastie der Sasaniden verdrängt wurden, die sich dann als sehr viel unangenehmere Nachbarn des Römerreichs erweisen sollten.

Größere und besser organisierte Verbände der Nachbarvölker beunruhigten die römischen Grenzen auch an der Donau, etwa die Markomannen und Quaden. Gegen sie musste Marcus Aurelius jahrelang Krieg führen, nachdem sie sogar bis nach Norditalien vorgezogen waren. Aufgrund der wachsenden Belastungen an verschiedenen Fronten hatte der Kaiser erstmals seine Macht geteilt. Sein Adoptivbruder Lucius Verus sollte als Mitkaiser im Osten gegen die Parther kämpfen, starb aber im Jahr 169 vermutlich an der Seuche.

Nach dem Tod des Marcus Aurelius folgte ihm 180 sein Sohn Commodus, der jedoch im Jahr 192 einer Palastverschwörung in Rom zum Opfer fiel. In der Folge kämpften mehrere Kandidaten um die Macht, bis sich der von den Legionen der Donaugrenze in Carnuntum zum Kaiser ausgerufene, im heutigen Libyen geborene Septimius Severus im Jahr 194 durchsetzte. Seine Thronbesteigung markiert eine neue Periode, in der die Kaiser vor allem durch die Truppen erhoben wurden, während der Einfluss des Senats und des Volkes in Rom zurückging. Septimius Severus gelang es aber, vorerst das Reich zu stabilisieren und die Kaisermacht in seiner Familie zu halten. Sein Sohn Marcus Aurelius Severus Antoninus, genannt Caracalla, gewährte in seiner *Constitutio Antoniana* am 11. Juli 212 allen frei geborenen Bewohnern des Imperiums das Bürgerrecht, «um die Würde des römischen Volkes zu vergrößern».³ Dieser neue Rechtsstatus war allein sicher nicht ausreichend, um eine allgemeine Identifikation mit dem Römertum zu gewährleisten, aber markierte einen nächsten Schritt hin zu einer weiterreichenden römischen Identität.

Die Dynastie des Septimius Severus endete im Jahr 235 mit der Ermordung des Severus Alexander auf einem Feldzug gegen die Germanen in der Nähe von Mainz. Zuvor hatte die meuternde Armee den Offizier Maximinus Thrax, der wie viele Soldaten dieser Zeit aus den südosteuropäischen Provinzen stammte, zum Kaiser ausgerufen. Doch konnte er sich nicht im ganzen Reich durchsetzen und wurde 238 ebenfalls von seinen Soldaten ermordet. In den folgenden Jahrzehnten riefen unterschiedliche Truppenteile an verschiedenen Grenzen ihre Generäle als Herrscher aus, die dann gegeneinander um die Macht stritten. In den knapp 50 Jahren zwischen 235 und 284 lösten einander 26 Kaiser ab, doch beanspruchten in dieser Zeit nicht weniger als 70 Männer nach- und nebeneinander den Kaisertitel. Während dieser Reichskrise des 3. Jahrhunderts musste das Imperium erstmals eroberte Gebiete im heutigen Rumänien und Südwestdeutschland wieder aufgeben. Gleichzeitig fielen die Armeen der persischen Sasanidendynastie und verschiedene germanische Verbände in das Imperium ein. Davon waren die östlichen Provinzen nicht nur an den Grenzen be-

troffen, sondern auch tief im Hinterland. Die Goten und ihre Verbündeten drangen von nördlich des Schwarzen Meers sowohl zu Land über die Donau als auch zu Schiff bis in die Ägäis vor und verwüsteten 267 sogar Athen.

Das imperiale Versprechen von Frieden, Sicherheit und Wohlstand wurde somit brüchig. Zudem suchte zwischen 250 und 270 neuerlich eine Pandemie den römischen Mittelmeerraum heim. Deshalb versuchten manche Eliten, die offensichtlich überforderte römische Zentralmacht durch eine regionale Machtbildung zu ersetzen, die die Probleme vor Ort bewältigen konnte. Legitimiert wurden solche Sonderreichsbildungen wie um Palmyra in Syrien oder in Gallien durch Siege gegen äußere Gegner. Erst Kaiser Aurelian konnte ab 270 die Gesamtherrschaft wiederherstellen und den dauerhaften Zerfall des römischen Imperiums verhindern. Aurelian begann jedoch ab 271 auch mit der Errichtung neuer Stadtmauern für die Hauptstadt Rom, die über Jahrhunderte keiner Befestigung bedurft hatte. Die Brüchigkeit der *Pax Romana* wurde damit in besonderer Weise augenfällig. Allerdings konnten die Mauern und andere Bauten Aurelians ebenso als Bekenntnis des Kaisers zur vernachlässigten Hauptstadt gedeutet werden, der er das gesamte Imperium wieder untertan machte. Noch reichte die Strahlkraft Roms, um die Einheit des Reichs aufrechtzuerhalten. Doch wurde Aurelian im Jahr 275 bei den Vorbereitungen für einen Feldzug gegen die Sasaniden ermordet.

Dauerhaft beendete die ständigen Thronkämpfe der General Diokletian, den im Jahr 284 eine Heeresversammlung bei Nikomedeia in Nordwestkleinasien zum Herrscher erhob. Er versuchte, die ungeordnete Teilung der Kaisermacht zwischen den verschiedenen Fronten des Reiches zum Nutzen des Imperiums zu institutionalisieren. 285/286 erhob er den General Maximianus zum Mitkaiser (*Caesar*) und dann zum gleichberechtigten Hauptkaiser (*Augustus*) für den Westen des Reiches. Im Jahr 293 wurde dieses Zweikaisersystem um zwei den *Augusti* jeweils untergeordnete Mitkaiser mit Constantius I. Chlorus für den Westen und Galerius für den Osten zu einer Viererherrschaft (Tetrarchie) erweitert. Die Mitkaiser wurden von ihren *Augusti* adoptiert. Dieses Verwandtschaftssystem er-



Abb. 1: Die Kaiser der ersten Tetrarchie mit Diokletian (286–305), Porphyrt, Höhe 1,36 Meter. Bis 1204 in Konstantinopel, danach in Venedig, San Marco

hob man durch die Schaffung zweier göttlicher Kaiserclans so wie das gesamte Kaisertum in eine sakrale Sphäre. Das vervierfachte Kaisertum sollte sich selbst erneuern, indem die *Augusti* nach 20 Jahren abdankten und die Mitkaiser zu Hauptkaisern aufrückten, die ihrerseits fähige Mitkaiser auswählten. Die Einigkeit wurde an öffentlichen Plätzen durch Statuen der in brüderlicher Umarmung vereinten Tetrarchen propagiert, die man aus dem den Kaisern vorbehaltenen, wertvollen Porphyrgestein aus der ägyptischen Wüste fertigte. Die bekannteste dieser Figurengruppen steht heute an einer Ecke des Markusdoms in Venedig, wohin sie nach der Plünderung Konstantinopels 1204 gebracht wurde (Abb. 1).

Die Herrschaft der Tetrarchen bewährte sich; von Britannien bis Ägypten wurde die Zentralmacht wiederhergestellt. Auch außenpolitisch feierten sie große Erfolge, so 298/299 einen günstigen

Friedensschluss mit den persischen Sasaniden. Wegweisend für die nächsten Jahrhunderte waren die Reformen in der Verwaltung: Die Anzahl der Provinzen wurde verdoppelt und somit die Präsenz und der Zugriff der kaiserlichen Administration erhöht. Zivile und militärische Verwaltung trennte man. Die Zahl der Truppen wurde auf 400 000 bis 600 000 Mann erhöht und in fest stationierte Grenztruppen und mobile Feldarmeen, die den (oder die) Kaiser begleiteten, gegliedert. Um diesen vergrößerten Militär- und Verwaltungsapparat zu finanzieren und die Staatskassen nach der Krise der vorangegangenen Jahrzehnte wieder zu füllen, wurde das Abgabensystem verändert. Zuerst alle fünf, dann alle 15 Jahre (der Zyklus der sogenannten «Indiktion») veranlagte man sämtliche Steuerzahler neu. Dabei berücksichtigte man sowohl die Größe und Qualität der Ackerflächen als auch die Anzahl der eingesetzten Arbeitskräfte. Diesem Steuersystem wurden ebenso die Provinzen Italiens unterworfen, das seinen Sonderstatus verlor. Außerdem ging Rom seiner Stellung als Hauptresidenz der Kaiser verlustig, die ihre Basis nun oft in Städten näher an den Grenzen wie Trier, Mailand oder Nikomedeia in Nordwestkleinasien errichteten.

Als weitgehend erfolglos erwies sich der Versuch, der durch die Entwertung der Silbermünzen in den Jahrzehnten zuvor verursachten Teuerung mit der Festlegung von Maximalpreisen Herr zu werden. Das zuerst 301 erlassene kaiserliche Edikt Diokletians gehört zu den berühmtesten Gesetzen der Antike, seine mehrfache Wiederholung zeugt aber auch von seiner relativen Wirkungslosigkeit. Das Verwaltungssystem erscheint sowohl in zeitgenössischen Quellen wie der *Notitia Dignitatum* (ein Verzeichnis der zivilen und militärischen Dienststellen und der Truppeneinheiten in beiden Reichsteilen vom Beginn des 5. Jahrhunderts) als auch in modernen Darstellungen als von der Zentrale bis zu den Provinzen streng hierarchisch durchorganisierter «spätantiker Zwangsstaat».

Tatsächlich war aber die römische Administration in Antike und Mittelalter nie ein bürokratisches Regime im modernen Sinn. Scheinbar fixierte Aufgaben- und Kompetenzteilungen oder Weisungsbefugnisse konnten auf vielfache Weise umgangen werden, insbesondere durch die Wirksamkeit persönlicher Netzwerke der

Verwandtschaft, Freundschaft oder Patronage. Dies geschah auch mit Zustimmung des Kaisers, des mächtigsten aller Patrone, dessen Position durch den Wettstreit konkurrierender Gruppierungen innerhalb der Administration als Schiedsrichter sogar gestärkt wurde. Begünstigte Funktionsträger konnten auf Zeit oder dauerhaft Kompetenzen an sich ziehen, die nichts mit ihrer nominellen Aufgabe zu tun hatten. Gesetze und Verfügungen wandte man keineswegs ohne Ansehen der Person an, sondern unterschiedlich je nach gesellschaftlichem Status und Einfluss. Gerade für Angehörige der Eliten bot sich die Gelegenheit, sich dem staatlichen Zugriff, insbesondere der Besteuerung, teilweise zu entziehen oder im Gegenzug Funktionen in der Verwaltung für eigene Zwecke zu nutzen. Dies blieb eine Herausforderung auch während der gesamten mittelalterlichen Geschichte des Römerreichs. Insgesamt konnte unter vormodernen Bedingungen kein Staatswesen auch nur annähernd so weit oder effektiv in das Leben seiner Bürger eingreifen wie ein Staat des 20. oder 21. Jahrhunderts.

Dies gilt auch für die von Diokletian befohlene Verfolgung der Christen. Mit dem Wandel des Kaisertums im 3. Jahrhundert und seiner zunehmenden Erhebung in die sakrale Sphäre ging eine Verschärfung der Ahndung religiöser Abweichung einher. Schon unter dem Soldatenkaiser Decius kam es 249 bis 251 zu einer ersten umfassenden Verfolgung der mittlerweile über größere Teile des Reiches verbreiteten Christen. Neuerliche Verfolgungen verfügte Kaiser Valerian 257/258. Unter den Tetrarchen wurden dann 303 die Entfernung der Christen aus Ämtern und Ehrenstellungen in Armee und Verwaltung, die Zerstörung von Kirchen und Exemplaren der Heiligen Schriften und bei fortwährendem Widerstand und der Verweigerung des heidnischen Opfers auch die Hinrichtung verfügt. Das tatsächliche Ausmaß der nun folgenden Verfolgung hing vom Eifer des Kaisers des jeweiligen Reichsteils und der lokalen Funktionsträger ab. Am intensivsten fiel sie im Osten des Imperiums aus, wo auch die größten christlichen Gemeinden zu finden waren.

Konstantin, das Christentum und das Neue Rom

Als Diokletian plangemäß im Mai 305 abdankte und sich in seinen großen Palast in Split im heutigen Kroatien zurückzog, zeigte sich bald, dass weder die Verfolgung der Christen noch das Vierkaiser-System aufrechterhalten werden konnten. Schon seinen Mit-Augustus Maximianus musste Diokletian zum Rücktritt zwingen. Constantius I. Chlorus im Westen und Galerius im Osten rückten als *Augusti* nach und wählten sich neue Mitkaiser, Severus im Westen und Maximinus Daia im Osten. Als Constantius Chlorus 306 verstarb, erkannten aber dessen mehr dem Herrscher als dem Regierungssystem loyale Truppen seinen Sohn Konstantin I. in York in Britannien als Kaiser an. In Rom riefen die mit ihrem Bedeutungsverlust unzufriedenen Prätorianergarden wiederum Maxentius, den Sohn des Maximianus, zum Kaiser aus, der sich gegen den legitimen *Caesar* Severus durchsetzen konnte. In mehreren Abkommen und Konferenzen versuchte man, die irregulär erhobenen Kaiser entweder in das Tetrarchen-System zu integrieren oder als Staatsfeinde zu eliminieren.

Tatsächlich aber standen die verschiedenen Kandidaten einander bald wie während der Krise des 3. Jahrhunderts auf dem Schlachtfeld gegenüber. Im Jahr 311 verstarb mit Galerius der letzte amtierende Kaiser der ersten Tetrarchie, nachdem er davor noch die Verfolgungsedikte gegen die Christen widerrufen hatte. 312 kam es zum Entscheidungskampf zwischen Konstantin I. und Maxentius um die Macht im Westen des Reiches. In der Schlacht an der Milvischen Brücke bei Rom siegten die Truppen des Konstantin am 28. Oktober. Angeblich nach einer Vision des Kaisers, durch die ihm in diesem Zeichen der Sieg verheißen worden war, hatten sie ihre Schilde mit dem Christogramm (der Kombination der zwei ersten Buchstaben des Namens «Christus» im griechischen Alphabet, Chi/X und Rho/P) bemalt. Es existieren aber verschiedene christliche und heidnische Versionen von Visionen des Kaisers, die sie auch mit dem vormals von Konstantin verehrten Sonnengott Sol Invictus in Verbindung bringen. Auch die moderne Forschung dis-

kutiert bis heute über den Charakter der Zuwendung Konstantins zum Christentum. Taufen ließ er sich, wie aber damals durchaus üblich, erst auf dem Totenbett, um nicht zu Lebzeiten nochmals eine Sünde auf sich zu laden, da doch die Taufe die Reinwaschung von allen irdischen Verfehlungen bedeutete. Bis dahin aber mischten sich weiterhin «heidnische» und christliche Aspekte in seiner Selbstdarstellung auf Münzen, Medaillen, Friesen oder in Skulpturen.

Konstantin traf sich nach seinem Sieg im Westen mit einem der Kandidaten um die Macht im Osten des Reiches, Licinius, 313 in Mailand. Sie vereinbarten nicht nur eine neue Teilung des Imperiums, sondern auch eine Duldung des Christentums. Bald machte Konstantin deutlich, dass er den Glauben der Christen nicht nur dulden, sondern aktiv fördern wollte; 319 wurde der christliche Klerus von allen Steuerpflichten befreit, 321 die Sonntagsruhe festgeschrieben. Als sich die Spannungen zwischen Konstantin und Licinius verschärften, ging Letzterer mit Gewalt gegen die Christen vor, was Konstantin als Anlass zum Krieg diente. Nach seinem Sieg im Jahr 324 beherrschte Konstantin das gesamte Imperium, das erneut unter einem Kaiser vereint war.

Konstantin verewigte seinen Triumph im selben Jahr mit der Grundsteinlegung einer neuen Hauptstadt, indem er die um 660 v. Chr. entstandene griechische Kolonie Byzantion ausbaute. Sie lag strategisch günstig an der Meerenge des Bosporus zwischen Mittelmeer und Schwarzem Meer und zwischen Südosteuropa und Kleinasien. Mit der Erweiterung des Stadtgebiets um das Fünffache auf 700 Hektar plante er ein «Neues Rom», das weit über das Umland von Byzantion hinausreichte. Für die zusätzliche Versorgung der im Entstehen begriffenen Metropole ließ er die Getreideüberschüsse aus Ägypten nun statt an den Tiber an den Bosporus umleiten. Wie im «alten Rom» wurde für einen Teil der Bevölkerung die kostenlose Versorgung mit Getreide bzw. Brot etabliert. Zu den Bezugsberechtigten gehörten nicht nur Bedürftige, sondern neben Soldaten der kaiserlichen Leibgarden auch Angehörige jenes Senats, den Konstantin nach dem Vorbild des alten Rom ebenso am Bosporus einrichten ließ. Ab 359 wurde dieser Senat auch im Rang jenem am Tiber gleichgestellt. Die Zahl der als Angehörige des se-

natorischen Stands ausgewiesenen Mitglieder der höchsten Eliten wuchs im Lauf des 4. und 5. Jahrhunderts im Osten von 300 auf mehr als 2000 Personen. Doch gab es auch einen inneren Kreis von in der Hauptstadt präsenten Senatoren, die tatsächlich als eine Art Kronrat dem Kaiser zur Seite standen, selbst wenn sie keine eigenständige Entscheidungsgewalt mehr hatten. Großen Einfluss konnten sie aber ausüben, wenn Kaiser minderjährig waren oder es galt, einen neuen Kaiser zu küren – auch in späteren Jahrhunderten.

Die am 11. Mai 330 eingeweihte, bald *Konstantinupolis* (d. h. die Stadt Konstantins) genannte Metropole wurde keineswegs als rein christliche Siedlung geplant. Sie erhielt neben Kirchen auch pagane Denkmäler, etwa eine Monumentalstatue des Kaisers als Sonnengott auf einer mehr als 35 Meter hohen Säule. Spätere Legenden versuchten den deutlich heidnischen Charakter des Monuments zu neutralisieren. Sie behaupteten, dass unter der Säule auch die Axt Noahs, mit der er die Arche baute, und zwölf Körbe mit Brotresten der Speisung der 5000 durch Jesus Christus vergraben wurden.

Deutlich im öffentlichen Raum sichtbar wurden mit den Kirchenbauten sowohl in der neuen als auch in der alten Hauptstadt Rom oder auch in Jerusalem die kaiserliche Gunst und der steigende Einfluss des Christentums. Deshalb musste sich Konstantin aber auch kurz nach seinem Sieg über Licinius mit einer innerkirchlichen Debatte auseinandersetzen, die sich um die Lehrmeinung des Priesters Arius aus Alexandria drehte. Er behauptete, dass Jesus Christus dem Gottvater als Geschöpf nur wesensähnlich, nicht aber wesensgleich sei; der Vater allein sei Gott. Zur Klärung dieser Frage berief Konstantin im Jahr 325 ein allgemeines («ökumenisches») Konzil von mehr als 200 Bischöfen nach Nikaia in Nordwestkleinasien. Sichtbar wurde damit die Kirche als Organisation, die alle Provinzen des Reiches erfasste. Auf dem Konzil wurde die Lehre des Arius verurteilt und ihr das Dogma des dreieinigen Gottes in der Wesensgleichheit von Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Heiliger Geist entgeggestellt.

Mit dem Konzil etablierte sich auch das Kaisertum als wesentliches Element im Gefüge der Kirche; christliche Autoren entwickelten ein christliches Kaiserbild und versuchten, das Imperium in den

göttlichen Heilsplan zu integrieren. Besonderen Überschwang legte dabei Eusebios, der nach dem Ende der Christenverfolgungen im Osten 313 zum Bischof von Kaisareia in Palästina gewählt worden war, an den Tag. Er verfasste eine Lebensbeschreibung Konstantins, in dem er dessen Auftritt beim Konzil in Nikaia mit dem eines «Engels Gottes vom Himmel her» verglich. Der äußeren Gestalt des Kaisers, seine «majestätische Würde und unüberwindliche Körperkraft» entsprach der Glanz der Seele Konstantins.⁴ Die antike Vorstellung, der zufolge körperliche und seelische Schönheit miteinander einhergingen, verband sich mit christlichen Erwartungen. Auf dieser Grundlage wurde der christliche Kaiser der Römer zum erwählten Diener und sogar Abbild Gottes, und spätere Herrscher mussten sich an diesem Ideal messen lassen. Mit dem Kaiser wurde auch dem Imperium ein neuer Platz in der christlichen Weltordnung zugewiesen. Konnte es Zufall sein, dass die vom ersten Kaiser Augustus gefestigte *Pax Romana* mit der Geburt des Erlösers Jesus Christus zusammenfiel, oder wurde das römische Imperium nicht damit als irdisches Gefäß der christlichen Religion ausgezeichnet? Darüber hinaus wies man dem Römischen Reich in der schon in den Visionen des Propheten Daniel im Alten Testament erwähnten Abfolge der Weltreiche die Rolle des letzten Imperiums zu, dessen Bestand für die Aufrechterhaltung der Weltordnung unerlässlich war. Das Ende des Römischen Reichs würde den Anbruch der Endzeit anzeigen.

Die Forschung hat in den letzten Jahren für diese Verflechtung von Herrschaft und Religion den Begriff des «imperialen Monotheismus» geprägt, «ein Gott, ein Kaiser als Abbild Gottes, ein Weltreich, ein Glaube».⁵ Die Debatte um den sogenannten «Arianismus» zeigte aber auch von Beginn an die Grenzen kaiserlicher Religionspolitik. Denn keineswegs verschwand die Lehre des Arius nach der von Konstantin unterstützten Verurteilung auf dem Konzil von Nikaia, sondern fand weiterhin Anhänger (später auch insbesondere unter germanischen Gruppen). Somit wurde das Potential zur Stärkung des sozialen Zusammenhalts durch eine im Idealfall alle Bürger umfassende Staatsreligion konterkariert durch die Entstehung verschiedener, miteinander im Streit stehender christlicher

Gemeinschaften, von denen nur eine mit der Religionspolitik des Kaisers übereinstimmte.

Zudem sollte sich schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts erweisen, dass die christliche Idealisierung des Kaisertums nicht nur eine Erweiterung, sondern auch eine Beschränkung der Macht des Herrschers bedeuten konnte. Vertreter der Kirche stellten nun Maßnahmen des Kaisers in Frage, wenn sie ihrer Ansicht nach mit der Lehre und Moral des Christentums nicht im Einklang standen. Dabei konnten sie auch an ältere, aus der Zeit der Republik fortgeführte Vorstellungen vom römischen Staat als Gemeinwesen anknüpfen, als dessen Sachwalter der Kaiser zu dienen habe. So schrieb Herodian in seiner um 240 auf Griechisch verfassten Geschichte der Kaiser nach Marcus Aurelius, die auch später im Mittelalter viel gelesen wurde, «dass die Herrschaft nicht der Besitz eines Mannes ist, sondern von jeher der gemeinsame Besitz des römischen Volkes».⁶ Der Kaiser hatte demnach dem weltlichen Wohl und nun auch dem Seelenheil der Römer zu dienen. Tat er dies in den Augen seiner Untertanen nicht, so mochte seine Herrschaft als illegitime Tyrannei kritisiert oder sogar herausgefordert werden. Zudem konnten auch Niederlagen gegen äußere Feinde, Naturkatastrophen, Seuchen oder spektakuläre Himmelserscheinungen als Folgen kaiserlichen Versagens gedeutet werden, da Gott durch diese Plagen seinen Unwillen über die Taten eines Herrschers oder die vom Kaiser zu verantwortende Sündhaftigkeit des Volkes äußerte. Zeitweilig vermochten es die römischen Kaiser, solch oppositionelle Stimmen zum Schweigen zu bringen. Doch blieben derartige Vorstellungen während der gesamten römischen Geschichte des Mittelalters lebendig und wurden zumindest im Nachhinein beschworen, um den Sturz eines Herrschers zu rechtfertigen. Einer grenzenlos absoluten Herrschaft, wie sie etwa die neuzeitliche Staatstheorie mit Thomas Hobbes' «Leviathan» entwarf, redeten die Römer des Mittelalters im Gegensatz zum modernen Klischee von der «byzantinischen Despotie» jedenfalls kaum das Wort.

Herrschen aber gottesfürchtige Kaiser, konnte man hoffen, dass das Römerreich so wie die Kirche bis zum Ende der Zeiten Bestand haben würde, auch wenn zeitweilig Barbaren das Imperium als gött-

liche Strafe für die Sünden des christlich-römischen Volkes angriffen und verwüsteten. Für dieses nun für die Weltgeschichte unentbehrliche Staatswesen bürgerte sich im Laufe des 4. Jahrhunderts im Griechischen der Begriff *Romania* ein. Die Wortbildung weist auf einen Ursprung in der «Volkssprache» und nicht im Sprachgebrauch der Gelehrten hin und war vielleicht schon vor der Christianisierung im Osten des Reichs im Umlauf. Erste Belege finden sich aber vor allem in christlichen Texten der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Dies mag darauf hindeuten, dass die Annahme des Christentums durch die Kaiser für weitere, bereits christliche und griechischsprachige Kreise das Bekenntnis zu einer römischen Identität verstärkte. Demgegenüber verwendete man die traditionelle Bezeichnung «Hellene» im Lauf der Zeit fast nur mehr für die heidnischen «antiken» Griechen bzw. andere Gruppen, die einer polytheistischen Religion anhängen und von denen sich die christlichen Römer abgrenzen wollten. Diese Römer sprachen zwar weiterhin Griechisch, eine ethnische Identifikation war aber damit immer weniger verbunden.

Diese Entwicklung war umso erstaunlicher, da das frühe Christentum so wie das Judentum durchaus in Opposition sowohl zur griechischen Gelehrsamkeit als auch zur römischen Herrschaft gestanden hatten. Doch lieferte das Judentum mit Persönlichkeiten wie Philo von Alexandria oder Flavius Josephus im 1. Jahrhundert n. Chr. auch Vorbilder für die Verknüpfung von griechischer Bildung, römischem Bürgertum und Glauben an den einen Gott. Deshalb wurden die Werke der beiden auch im christlichen Römerreich weiter gelesen und überliefert. Ein grundlegender Text für das christliche römische Mittelalter wurde ebenso die schon ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. in Ägypten von jüdischen Gelehrten erstellte Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische, die Septuaginta. Dennoch blieb stets eine Spannung zwischen der letztlich doch im Heidentum verankerten klassischen griechischen Bildung und der christlichen Lehre, die bis zum Ende des Römerreichs im 15. Jahrhundert zu Konflikten führte.

Aber nicht nur das Griechische wurde im Osten eine Sprache der christlichen Literatur, sondern auch das Koptische, das sich aus dem

Altägyptischen entwickelte, und verschiedene Formen des Syrisch-Aramäischen. Für weitere Sprachen wurde im Zeichen der Christianisierung im frühen 5. Jahrhundert überhaupt erst ein Alphabet entwickelt, so wie für das Armenische, Georgische und das heute ausgestorbene Kaukasisch-Albanische. Dabei inspirierten sich diese Gemeinschaften durch die Begegnung an allgemeinen Pilgerorten wie dem Heiligen Land oder dem Sinai gegenseitig. Gleichzeitig entstand damit auch ein wichtiger Grundstock an Perspektiven auf das Römerreich von innerhalb und außerhalb seiner Grenzen jenseits der lateinischen und griechischen Quellen.

Bei der Verwaltung des Reiches setzte Kaiser Konstantin trotz seines Wechsels in der Religionspolitik das Reformwerk Diokletians fort. Dem Amt des Präfekten der Prätorianergarde, die Konstantins Gegner Maxentius unterstützt hatte, entzog er alle militärischen Befugnisse. Dafür leiteten diese Präfekten nun die Zivilverwaltung mehrerer Provinzen und waren vor allem für die Einhebung der Steuern zuständig. Die Feldarmeen in der Reichszentrale sowie in verschiedenen Großregionen kommandierten *magistri militum* («Heermeister»). Erfolgreicher als Diokletian erwies sich Konstantin bei der Erneuerung der römischen Währung und Bekämpfung der Inflation. Die seit 309 geprägte Goldmünze im Gewicht von $1/72$ des römischen Pfundes (4,55 g), der *Solidus*, wurde nach dem Sieg über Licinius zur einheitlichen Reichsmünze und Grundlage eines neuen Münzsystems. Dieses sollte seinen Wert trotz einiger Schwankungen bis ins 11. Jahrhundert weitgehend bewahren und letztlich mehr als 1000 Jahre bis ins 14. Jahrhundert Bestand haben. Die sonstigen administrativen Änderungen bildeten immerhin bis zur Krise des 7. Jahrhunderts die Grundlagen der Organisation des Imperiums.

Der Abtrünnige, die Hunnen und die Goten

Am 22. Mai 337 verstarb Kaiser Konstantin I. bei den Vorbereitungen für einen Feldzug gegen die Sasaniden und erhielt vorher noch die Taufe. Bestattet wurde er in einem Sarkophag aus Porphyr, wie

viele Kaiser nach ihm in der späteren Apostelkirche in Konstantinopel. Auf seine Alleinherrschaft folgte erneut eine Teilung des Reiches, diesmal unter seinen Söhnen: Konstantios II. regierte im Osten, seine Brüder Konstantin II. und Konstans I. im Westen. Zwischen den beiden Letzteren kam es immer wieder zu Streitigkeiten, bis Konstantin II. 340 beim Versuch, Konstans I. die Herrschaft über Italien abzunehmen, ums Leben kam. Konstans I. wurde wiederum 350 durch den General Magnentius gestürzt, der als «Heide» das Christentum zwar nicht verfolgte, aber den ins Hintertreffen geratenen paganen Kulturen seine Unterstützung zukommen ließ. Konstantios II. konnte allerdings Magnentius und weitere Rivalen besiegen und beherrschte ab 353 wieder das gesamte Reich.

Außenpolitisch erhöhte sich erneut der Druck sowohl an Donau und Rhein, etwa durch die germanischen Alemannen, und im Osten durch die Sasaniden unter dem lange regierenden Großkönig Schāpūr II. (309–379). Schāpūr II. ließ auch die Christen in Persien verfolgen, die jetzt gleichsam als «fünfte Kolonne» des christlichen Römerreichs in Verdacht gerieten. Deshalb residierte Konstantios II. nicht dauerhaft in Konstantinopel, sondern etwa in Antiocheia in Nordsyrien näher an der Front zu den Persern. Dennoch wurden der Ausbau der neuen Hauptstadt unter ihm fortgesetzt und am 15. Februar 360 die Kirche der göttlichen Weisheit, die Hagia Sophia, eingeweiht. Theologisch zeigte Konstantios II. allerdings im Widerspruch zu den Beschlüssen von Nikaia Sympathien für die Arianer, konnte aber gleichwohl seine präferierte Glaubensdeutung gegen den Widerstand der Anhänger der Dreieinigkeit nicht durchsetzen. Trotz dieser Auseinandersetzungen wuchs der Einfluss des Christentums und auch die Anzahl der Gläubigen unter der Elite des Reiches beständig.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de